

Ferdinand Klostermann zum Gedenken



Ferdinand Klostermann

Am 21. März dieses Jahres hätte der Konzilstheologe Ferdinand Klostermann seinen 100. Geburtstag gefeiert, und am 22. Dezember jährt sich sein Todestag (1982) zum 25. Mal: Grund genug, sich an einen Feuergeist unter den Pastoraltheologen zu erinnern, dem wir die Überlegungen zur zentralen Bedeutung der christlichen Gemeinde verdanken – ein Thema das aktueller ist denn je, weil der Priestermangel zu immer mehr pfarrerlosen Gemeinden führt. Zwei aus der Runde der damaligen Assistenten an der Wiener theologischen Fakultät, die unzählige Stunden im freundschaftlichen Gespräch und mit hitzigen Debatten mit Klostermann verbracht haben, erinnern sich: Emmerich Tálos, heute Professor für Politikwissenschaft, und Alfred Kirchmayr, Psychoanalytiker und Wissenschaftspublizist.

Anregung und Widerspruch

■ EMMERICH TÁLOS

Ferdinand Klostermann war für mich einer der ungewöhnlichsten Menschen, denen ich begegnen durfte. Mit seiner intellektuellen Offenheit und Liberalität, seiner Bereitschaft, Eingefahrenes und Routinen (vor allem in der katholischen Kirche) zu hinterfragen, seiner wissenschaftlichen Ernsthaftigkeit und seinem ausgeprägten Widerspruchsgeist wurde er für uns, damals junge Theologen, zu einem ganz wichtigen inhaltlichen Anreger und Gesprächspartner. Dies in einer Zeit in den 1960er/1970er Jahren, in der die Studentenbewegung mit ihrer Kritik an Politik und Gesellschaft auch unser Denken und unsere Einstellungen beeinflusste.

Ferdinand Klostermann war nicht nur ein geschätzter Intellektueller. Es zeichnete ihn vor allem auch seine außergewöhnliche persönliche Bescheidenheit und Freundlichkeit, insbesondere Gastfreundschaft aus. Abende, die wir in seiner Wohnung verbringen konnten, waren geprägt von intensiven, teils heftigen theologischen und politischen Diskussionen, die oft bis in die frühen Morgenstunden andauerten.

Ferdinand hat sich dabei nicht nur selbst enorm engagiert, er konnte sehr gut zuhören. Die kulinarischen Genüsse kamen bei diesen Treffen keineswegs zu kurz. Frau Gangl versorgte uns mit köstlichem Essen, Ferdinand mit vorzüglichem Wein. Meine Freunde, Fred Kirchmayr und Beppo Weinberger, haben ebenso wie ich Ferdinand Klostermanns intellektuelle und freundschaftliche Verbundenheit sehr geschätzt und genossen.

Ferdinand, der „Feuergeist“

■ ALFRED KIRCHMAYR

Ferdinand wurde schon als Jugendseelsorger in Linz „Feuergeist“ genannt. Er hat in seiner Habilitationsschrift ein Kirchenlied zitiert, dessen Melodie die klerikale Erstarrung ausdrückt, gegen die er sein Leben lang energisch angekämpft hat: „O Gott, was unsere Ruhe störet, gestatte nicht!“ Anlässlich seiner Emeritierung 1977 sagte der damalige Dekan Kornfeld bei der Verabschiedung im Fakultätskollegium: „Du, Ferdinand, warst immer der Hecht im Karpfenteich dieser Fakultät.“

Als „Befreiungstheologe“ fasste er das Christentum als „Programm der Verände-

„auf, das im Dienste der allseitigen Befreiung des Menschen aufgeht. Angesichts von Engherzigkeit und Engstirnigkeit konnte Ferdinand richtig wütend werden. „Einfach schauerlich“ war ein häufig zu hörender Ausdruck. Mit den vielen feige angepassten, diesseitigen oder jenseitigen „Ministranten des Zeitgeistes“, „die mit den blöden Maulwurfsaugen der Selbstsucht“ (I. Kant) die Welt betrachten, hatte er nichts auf dem Hut.

Seine Lebenseinstellung und Spiritualität kommt im Motto der Pastoralkonstitution treffend zum Ausdruck: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“

Intellektuell redliche Streitlust

In vielen gemeinsamen Unternehmungen erlebte ich ihn als begeisterten Bergsteiger, unermüdeten Wanderer und höchst neugierigen Reisenden. Charakteristisch für ihn war eine intellektuell redliche Streitlust ebenso wie eine ausgeprägte Dankbarkeit für die Schönheit der Natur und die großen Schätze der Kultur.

Ferdinand liebte das morbide, widerspruchreiche Wien, genoss Heurigenbesuche mit Studierenden und Freunden, schätzte gutes Essen und erlesene Weine ebenso wie intensive Gespräche. Von einer Frankreichreise mit Norbert Greinacher 1971 sandte er mir eine köstliche Ansichtskarte: „*Schon auf den frühlinghaften Hügeln der Auvergne haben wir bei Rotwein und herrlichem Käse den Satz von der universellen Scheiße falsifiziert. Herzlich grüßt Ferdinand Klostermann*“.

Wir wanderten oft stundenlang im Wienerwald bei Neuwaldegg und sprachen über Gott und die Welt. Ich bin unendlich dankbar für die Begegnung, Zusammenarbeit und Freundschaft mit diesem ebenso sensiblen wie mutigen, anregenden wie streitlustigen Kirchenmann.

Ferdinand Klostermann (1907–1982)

Manche seiner Bücher haben an Aktualität eingebüßt, manche gewinnen in der gegenwärtigen Krise des Priesteramtes neues Gewicht. Hier eine Textprobe:

„In nicht wenigen beruflichen Positionen, die vor allem der im Heildienst (d.h.: in der Seelsorge) stehende Diözesanpriester einnimmt, hat eine Betriebsamkeit und Hetze Platz gegriffen, die ihn von früh bis spät in die Nacht hinein in dauernder Spannung hält, in der er nur mehr von einer Aufgabe zur anderen hetzen kann, von der Schule ins Krankenhaus, vom Krankenhaus in eine andere Schule, von dieser zu einem Krankenbesuch, vom Krankenbesuch wieder zurück in die Schule, von dort zur Jungchargruppe oder zu einer Aktivistenrunde und von da zu einem Vortrag bei den Männern und so weiter, so dass er kaum mehr zu einer ordentlichen Vorbereitung alles dessen kommt, was er tun und sagen soll, gar nicht zu reden von einem tieferen Studium, von einer Beschäftigung mit der Theologie, mit den Fragen der Zeit, mit dem glaubenfordernden Wort Gottes, gar nicht zu reden von der Besinnung auf sich selbst und vom betrachtenden Gebet. Wie aber soll er da noch verkünden, was er selbst nicht mehr hört; wie soll er zur Begegnung mit Gott in Glaube und Liebe führen, wenn er selbst keine Erfahrungen mehr mit Gott hat? Ja, seine Betriebsamkeit nimmt ihn so in Anspruch, dass er gar nicht mehr merkt, wie da nichts mehr ist als Routine, eine leerlaufende, klappernde Apparatur, eine „heilige Maskerade“, wie Olav Hartmanns Priesterroman betitelt ist. Lautlos hat manche Priesterkatastrophe so begonnen. Ernstzunehmende Seelsorger erklären, so ginge es einfach nicht mehr weiter, und manche Theologiestudenten, die das Leben dieser Priester beobachten, schrecken bereits davor zurück, einen Beruf zu ergreifen, der ihre menschliche und christliche Existenz solchen Gefahren aussetzt, denen gewachsen zu sein, sie ernstlich bezweifeln.“*

■ Mit
Ministranten
des Zeitgeistes,
hatte er nichts
auf dem Hut.

* „Priester für morgen“, Innsbruck 1970, 608 Seiten, S. 160 f.